

53]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

„Mir nicht helfen? Aber warum denn nicht?“ — „Warum? Weil er einer von Scullys einflußreichsten Leuten ist. Philip Connor. Heiliger Himmel!“ — Jurgis war ganz niedergeschlagen und traurig.

„Er kann Dich ins Gefängnis bringen, wenn er will,“ erklärte Harper. Das war wirklich eine schöne Geschichte. „Was soll ich denn aber machen?“ fragte Jurgis zaghaft. „Wie soll ich das wissen?“ sagte Harper. „Ich darf nicht einmal wagen, Bürge zu stehen, wenn ich nicht riskieren will, mich für das ganze Leben zu ruinieren.“ — „Kannst Du's nicht doch für mich tun und vorgeben, daß Du nicht wußtest, wen ich verlebte?“ fragte Jurgis. — „Was würde denn das nutzen, wenn Du vor Gericht kommst?“ fragte Harper. Dann stand er einige Augenblicke in Gedanken verfunken. „Ich kann nichts anderes tun, als daß ich den zu hinterlegenden Betrag herabzudrücken versuche,“ sagte er. „Wenn Du dann sofort Geld bezahlen könntest, so werden sie Dich vorerst laufen lassen.“ — „Wieviel wird es denn sein?“ fragte Jurgis. — „Ich weiß nicht,“ entgegnete der andere; „wieviel hast Du denn?“ — „Ich habe so ungefähr 300 Dollar,“ war die Antwort. — „Gut,“ sagte Harper, „ich bin nicht sicher, aber ich will wenigstens versuchen, daß Du dafür loskommst. Um unserer Freundschaft willen werde ich das Risiko auf mich nehmen, denn ich möchte nicht, daß Du für ein oder zwei Jahre ins Gefängnis wanderst.“

Und so trennte schließlich Jurgis sein Bankbuch, das in seiner Hufe eingenäht war, heraus und unterschrieb einen Scheck über den ganzen Betrag, den „Bush“ Harper quittierte. Dann ging Harper weg, holte sich das Geld und eilte nach dem Magistrat. Dort gab er die Erklärung ab, daß Jurgis ein anständiger Mensch und ein Freund von Scully sei, der nur von einem Streikbrecher angegriffen worden sei. Die verlangte Hinterlegung wurde auf 300 Dollar herabgesetzt, und Harper leitete Bürgschaft für Jurgis. Er sagte dies Jurgis aber nicht, sagte ihm auch nicht, daß es eine Leichtigkeit für ihn gewesen sein würde, ihn auch ohne Geldbuße frei zu bekommen, und daß er die 300 Dollar als Belohnung für das gehabte Risiko in seine eigene Tasche stecken würde. Alles, was er Jurgis sagte, war, daß er nun vorläufig frei sei, so rasch als möglich zu verschwinden. Jurgis nahm den Dollar und 14 Cent, die ihm von seinem Bankkonto blieben, und den Restbetrag von gestern abend, sprang auf einen Straßenbahnwagen und fuhr ans andere Ende von Chicago.

27.

Der arme Jurgis war wieder einmal ein Ausgestoßener, ja ein Landstreicher. Er war mit einem Male alles dessen beraubt, wodurch er imstande gewesen wäre, sich das Leben angenehm zu gestalten und den Folgen seiner Handlungen zu entgehen. Er konnte nicht länger mehr eine Stellung einnehmen, wie er sie wünschte, er konnte nicht länger mehr frech stehen — er mußte mit der angenommenen großen Herde laufen. Nein, schlimmer noch: er durfte sich nicht einmal unter sie mischen, er mußte sich vor ihnen verbergen, denn er war für den Untergang gekennzeichnet. So arbeitete auch er nun unter völlig veränderten Aussichten. Er war auf eine neue Lebensgrundlage gestellt, die nicht leicht geändert werden konnte. Wenn er früher ohne Arbeit war, so war er zufrieden, in einem Hausgange oder in einem Karren schlafen zu können, und wenn er 15 Cent pro Tag zum Kneiden übrig hatte, — jetzt aber begehrte er alle möglichen Dinge und litt darunter, weil er sie nicht erlangen konnte. Er mußte sich ab und zu ein Glas genehmigen. Er mußte trinken, und wenn es seinen letzten Groschen kostete und er den Rest des Tages zu hungern hatte. Jurgis belagerte aufs neue die Fabrikstore; aber seit er in Chicago war, hatte er nie weniger Aussicht gehabt, Arbeit zu bekommen, als gerade jetzt. Denn jetzt war eine wirtschaftliche Krise; die Million oder gar zwei Millionen Menschen, die im Frühjahr und Sommer ohne Arbeit waren, konnten nicht untergebracht werden. Dann kam der große Streit, bei dem 70 000 Männer und Frauen hier eine Reihe von Monaten im ganzen Lande ohne Arbeit waren,

20 000 allein in Chicago, und von denen suchten jetzt viele in der Stadt Arbeit. Die einige Tage später erfolgte Beendigung des Streiks, wodurch etwa die Hälfte der Streikenden wieder eingestellt wurde, schaffte keine Abhilfe, denn für jeden wieder Angestellten hatte ein Streikbrecher aufzuhören. Die 10—15 000 Neger, Ausländer und Verbrecher waren sich nun selbst überlassen.

Nach ungefähr zehn Tagen hatte Jurgis nur noch ein paar Cent übrig, und er hatte noch keine Arbeit gefunden, nicht einmal für einen Tag, ja selbst keine Gelegenheitsarbeit hatte er bekommen können. Wieder einmal, genau so, als er aus dem Hospital kam, waren ihm Hände und Füße gebunden, und er stand dem graufigen Gespenst des Hungers gegenüber. Ein fürchterlicher Schrecken überkam ihn, eine wahnsinnige Angst. Und so war er nahe daran, Hungers zu sterben. Der Tod streckte seine dünnen Arme nach ihm aus, berührte ihn, und er fühlte seinen Atem im Gesicht. Er schrie auf vor Grauen. Er bettelte um Arbeit, bis er fast vor Erschöpfung nieder sank; er konnte nicht ruhen, er mußte weiter wandern, abgezehrt und heruntergekommen, mit irrem Blick um sich schauend. Überall, wo er hinging, von einem Ende der Stadt zum anderen, waren Hunderte gleich ihm, überall sah man überflüssige Menschenkinder, die die erbarmungslose Hand der Behörden hinaustrieb. Als seine Barschaft bis auf ein Geringes zusammengesmolzen war, hörte Jurgis, daß, wenn die Wäckerläden nachts schlössen, alles, was noch übrig geblieben war, zu halben Preisen verkauft würde, und er ging hin, kaufte zwei Laib altgebackenes Brot für ein paar Cent, brach sie in Stücke und stopfte sich die Taschen damit voll, von Zeit zu Zeit davon essend. Außerdem gab er keinen Heller aus, und nach zwei oder drei Tagen hatte er nicht einmal ein Stückchen Brot. Er ging die Straßen entlang, sah gierig in die Mülltonnen und suchte, ob etwas Genießbares darin wäre. Auf diese Weise fristete er sich noch einige Zeit hin.

Einige Tage lang ging er ständig hungrig umher, wurde schwächer und immer schwächer; und eines Morgens begegnete ihm ein Mißgeschick, das ihn beinahe gänzlich zu Boden drückte. Als er eine Straße entlang schlich, an deren beiden Seiten große Warenhäuser lagen, bot ihm jemand Arbeit an; aber nachdem Jurgis angefangen hatte, wurde er wieder weggeschickt, weil er nicht kräftig genug war. Er war verlorener und gerichtet, es gab keine Hoffnung mehr für ihn! Gerade um diese Zeit hatte eine der Chicagoer Zeitungen, die sich viel des armen Volkes annahm, eine Suppentische zugunsten der Arbeitslosen eröffnet. Einige sagten, daß die Zeitung dies der Reklame halber veranstaltet habe; andere wieder meinten, daß sie sonst befürchtete, alle ihre Leser würden verhungern. Welches aber auch der Grund sein mochte, die Suppe war kräftig und heiß, und wer nur wollte, der konnte während der ganzen Nacht einen Topf voll davon bekommen. Als Jurgis die Tatsache von einem Gefährten erfuhr, gelobte er sich, mindestens ein halbes Dutzend Töpfe vor dem nächsten Morgen auszulöffeln. Aber es stellte sich heraus, daß er sich schon glücklich schätzen durfte, nur einen einzigen zu erwischen, denn eine große Zahl von Männern stand in der Reihe vor ihm, und die Reihe war immer noch fast gleich lang, als die Küche bereits geschlossen wurde. Bis jetzt war das Wetter schön gewesen, und Jurgis hatte jede Nacht auf einer freien Baustelle schlafen können; aber die Vorboten des Winters stellten sich bereits ein, fröstelnde Winde kamen von Norden her und sturmpeitschender Regen stellte sich ein. An jenem Tage kaufte sich Jurgis, um ein Dach über sich zu haben, zwei Glas Bier, und in der Nacht gab er seine letzten zwei Cent in einer Kneipe für ein Stehbier hin. Er tat dies in einer Kneipe, die von einem Neger gehalten wurde, der umherging und die Bierüberreste aus den Fässern sammelte, die vor den Kneipen umherlagen, und nachdem er dieses Gemisch mit Chemikalien behandelt hatte, um es wieder schäumend zu machen, es zu zwei Cent die Kanne verkaufte. Der Kauf des Bieres schloß das Privilegium ein, die Nacht auf dem Boden der Kneipe mit einer Menge heruntergekommener, ausgewiesener Männer und Frauen zu verbringen zu dürfen.

Während dieser kalten Zeit hatte Jurgis eines Tages tatsächlich um sein elendes Leben gebettelt und nicht eine

Seele gefunden, die ihn geholfen hätte, bis er abends eine alte Dame sah, die von einem Straßenbahnwagen abstieg. Er half ihr, die bepackt war mit Regenschirmen und verschiedenen Schachteln, vom Wagen herunter und fragte ihr dann sein Leid. Als er auf einige argwöhnische Fragen der Dame befriedigende Antwort geben konnte, nahm die Dame ihn mit in die nächste Wirtschaft und erlegte das Geld für eine Mahlzeit für ihn. Als er wieder aus der Wirtschaft heraustrat, war er geradezu vollgepfropft. Dann mußte er wieder in der Dunkelheit und im Regen weiterwandern, er konnte die roten Lichter der Laternen die weite Straße hinunter verfolgen. Weit von unten her hörte er den dumpfen Ton einer Trompete. Dieser Ton erfüllte ihn mit Freude, und er rannte nach der Stelle, von der er kam, denn er wußte, ohne vorher zu fragen, daß dort eine politische Versammlung abgehalten wurde. Alle Versammlungen, die bis jetzt in Chicago abgehalten worden waren, erwiesen sich als traurige Mißerfolge, und heute abend war der Redner keine geringere Persönlichkeit als der Vizepräsident der Nation. Die Parteiführer zitterten schon; aber eine barmherzige Vorsehung sandte diesen Sturm in den kalten Regen, und jetzt brauchte man nur ein Feuerwerk loszulassen und die große Trommel zu bearbeiten, und alle Heimatlosen und Verkommenen aus einer ganzen Meile im Umkreise strömten herbei und füllten die Halle, und am anderen Morgen hatten dann die Zeitungen Gelegenheit, von der kolossalen Begeisterung zu berichten und hinzuzufügen, daß es keine „fashionable“ Zuhörerschaft war, die der Versammlung anwohnte. Jurgis ging in die große Halle, die reich mit Flaggen dekoriert war, und nachdem der Vorsitzende einige Worte gesprochen hatte, stieg der Redner des Abends auf das Podium, mit einem Tusch der Musikkapelle begrüßt. Der Leser denke sich Jurgis' Erregung, als er die Entdeckung machte, daß kein anderer als der berühmte Senator Sparehants der Redner war, der in den Lagerplätzen eine Ansprache hielt und mithalf, Mike Scullys Regelaufseher in den Chicagoer Stadtrat wählen zu lassen. Wahrhaftig, beim Anblick des Senators traten Jurgis beinahe Tränen in die Augen. Diesmal war die Wahl eine andere, da die Republikaner alles Geld hatten; und wenn ihm dieses Unglück nicht passiert wäre, so hätte er auch daran teilnehmen können, anstatt da zu sein, wo er jetzt war. Der hereditäre Senator erklärte das Schutzollsystem, das eine wohlüberdachte Einrichtung sei, vermittlels welcher die Arbeiter den Fabrikanten gestatteten, ihnen höhere Preise zu berechnen, um höhere Löhne dafür zu bekommen — und auf diese Weise das Geld aus der einen Tasche nahmen und es in die andere steckten.

Nach der Ansicht des Senators war dieses System einzig in seiner Art und gleich einer der höheren Wahrheiten des Weltalls. Deshalb war Kolumbien auch der Edelstein des Ozeans, und alle seine weiteren Triumphe, seine Macht und sein guter Ruf unter den Nationen hingen ab von dem Eifer und der Treue, womit jeder Bürger diejenigen stützte, deren Hände sich abmühten, um den Staat aufrecht zu erhalten. Hier fiel die Musikkapelle ein, und Jurgis fuhr in plötzlichem Schrecken auf. So sonderbar es auch erscheinen mag, Jurgis machte tatsächlich einen verzweifelten Versuch, zu verstehen, was der Senator da sprach. Der Grund dafür war, daß er wünschte, sich wach zu erhalten. Er wußte, daß, wenn er sich erlaubte, einzuschlafen, er bald zu schnarchen anfing, und so mußte er mit Interesse zuhören. Aber er hatte ein solch opulentes Mahl eingenommen, er war so erschöpft, die Halle war so warm und sein Sitz so bequem! Einmal bekam Jurgis von seinem Nachbar einen heftigen Stoß in die Rippen, er fuhr auf und versuchte, eine unschuldige Miene aufzustellen, aber dann schlief er wieder ein, und die anderen begannen ärgerlich nach ihm zu sehen und unwillig zu brummen. Endlich wurde ein Schuttmann herbeigeholt, der Jurgis am Kragen nahm und auf die Beine brachte. Nach wenigen Minuten flog Jurgis unter Tritten und Flüchen hinaus.

Er suchte Obdach in einem Hauseingang und betastete sich. Er war nicht verletzt und nicht eingesperrt, das war fast mehr, als er das Recht hatte zu hoffen. Er versuchte sich und sein Geschick, wandte dann aber seine Gedanken wieder praktischen Dingen zu. Er hatte kein Geld und keine Schlafstelle und mußte von neuem betteln gehen. Er ging weiter, seine Schultern zusammenziehend und erschauernd in dem eifigen Regen. Als er die Straße hinunterwanderte, begegnete er einer vornehm gekleideten Dame. Er drehte sich um und ging an ihr vorbei. „Bitte, Frau, würden Sie mir

das Geld für ein Nachtquartier geben, ich bin ein armer Arbeiter.“ Dann hielt er plötzlich inne, er hatte beim Licht der Straßenlaterne das Gesicht der Dame gesehen, er kannte sie: es war Alena Zafaithe, welche die Schönste an seinem Hochzeitstisch gewesen war. Jurgis hatte sie nachher nur noch ein- oder zweimal gesehen, denn Juozas hatte sie eines anderen Mädchens wegen aufgegeben, und Alena hatte Padingtown verlassen. Sie war ebenso überrascht wie er. „Jurgis Rudkus,“ sagte sie, „was ist denn mit Ihnen los?“ — „Ich — ich habe viel Unglück gehabt,“ stotterte er, „ich bin außer Arbeit, habe kein Heim und kein Geld. Und Sie, Alena, sind Sie nun verheiratet?“ — „Nein,“ sagte sie, „ich bin nicht verheiratet, aber ich habe eine gute Stelle.“ — Sie standen beide da, einander für einige Minuten ansehend.

Endlich sprach Alena wieder und sagte: „Jurgis, ich würde Ihnen gerne helfen, wenn ich könnte; aber auf mein Wort, ich habe unglücklicherweise nicht einen einzigen Cent bei mir. — Doch halt, ich kann Ihnen sagen, wo Hilfe zu finden wäre, ich kann Ihnen angeben, wo Marija ist.“ Jurgis war bestürzt. — „Marija?“ stammelte er. — „Ja,“ sagte Alena, „und sie wird Ihnen helfen. Sie hat eine Stellung, und es geht ihr gut; sie wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Es war noch kein Jahr vergangen, seit Jurgis Padingtown verlassen hatte mit dem Gefühl, wie es eben einer hat, der aus dem Gefängnis kommt. Er hatte Marija und Elzbieta im Stich gelassen, aber jetzt bei der bloßen Erwähnung der Namen dieser Weiden jubelte sein ganzes Inneres vor Freude. Er wünschte sie zu sehen, zu ihnen zu gehen; sie würden ihm helfen, sie würden gütig zu ihm sein. „Schön, ich werde hingehen.“ Sie gab ihm eine Nummer in der „Clark Street“ an.

Jurgis ging in die ihm genannte Straße, und ohne viele Umstände fand er da ein großes Haus von vornehmerem Neußern und zog die Türglöcke. Eine junge Negerin kam an die Tür, öffnete sie einen Zoll und blickte ihn argwöhnisch an. — „Wohnt Marija Verzynskas hier?“ — „Ich weiß nicht,“ jagte das Mädchen; „was wollen Sie denn von ihr?“ — „Ich will sie sehen,“ sagte er; „sie ist eine Verwandte von mir.“ — Das Mädchen zögerte einen Augenblick, dann öffnete sie die Tür. Jurgis trat ein und blieb in dem Vorflur stehen.

Nach einer oder zwei Minuten kam das Mädchen zurück und antwortete: „Die Betreffende ist hier nicht bekannt.“ Jurgis fiel das Herz beinahe in die Hosen. „Es ist mir aber gesagt worden, daß sie hier wohnt,“ rief er. Das Mädchen aber schüttelte nur den Kopf, indem sie wiederholte, daß sie Marija nicht kenne. Er stand einen Augenblick zögernd, hilflos und voll Traurigkeit da, dann wandte er sich zur Tür. Im selben Augenblick ertönte aber der Klapper, und das Mädchen ging, um zu öffnen.

Jurgis vernahm das Geräusch nahender Schritte, und die Negerin stieß einen Schrei aus. Im nächsten Augenblick rannte sie an ihm, von Schrecken gejagt, vorbei, sprang die Treppe hinauf, laut schreiend: „Polizei, Polizei, wir sind gefangen.“ Jurgis war einen Augenblick völlig verwirrt. Dann, als er blaunormierte Gestalten hereinkommen sah, rannte er der Negerin nach. Ihr Geschrei war oben das Zeichen für einen wilden Aufruhr. Das Haus war voll Leute, und als er eintrat, sah er sie hierhin und dorthin huschen, Männer und Weiber, letztere nur in dürftigen Hüllen, erstere meist halb angezogen. Ein junges Mädchen war in Ohnmacht gefallen, zwei junge Männer unterstützten sie. Ein Duzend anderer Leute drängten sich an der Bordertür herum. Plötzlich hörte man eine Reihe widerhallender Schläge, die die Leute veranlaßten, zurückzuweichen. Im selben Augenblick stürzte eine korpolente Dame mit geschminktem Gesicht und Diamant-Ohringen atemlos die Treppe herunter. Sie führte die Leute nach einer Hintertreppe. Jurgis folgte. Die Dame drückte auf einen Knopf in der Küche, und der Wand-schrank sprang auf und öffnete sich auf einen dunklen Gang hin. Nahezu zwanzig bis dreißig Leute drängten sich durch die Tür. Raum aber waren die Letzten verschwunden, als auch schon die Ersten wieder zurückgeekelt kamen und den erschreckten Haufen wieder mit sich zurückdrängten und dabei schrien: „Sie sind auch da drin, wir sind rettungslos gefangen.“

„Rasch die Treppen hinauf!“ rief das Weib, und die Menge drängte nach oben. Eine Treppe, noch eine und wieder eine. Dann führte eine Leiter nach dem Dach. Alles staute sich hier; einer stieg hinauf und mühte sich ab, die Falltür in die Höhe zu heben. Sie war nicht von der Stelle zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Eines Geisterbeschwörers letzte Inspiration.

von Knud Rasmussen.*)

Die Frühlingsstürme verschmausien sich; man war ja auch schon tief im Mai; plötzlich Tauwetter hatte alle Felsen weinen machen, daß der Schnee an ihnen herunterließ, und ein paar der größten Bäche hatten den Versuch gemacht, ihre Eisdede zu sprengen. Die Sonne selbst segelte heiß und froh über den Himmel hin und war so eingenommen von dem großen herannahenden Sommer, daß sie sich gar nicht mehr zur Ruhe begab hinter dem Horizonte.

Die Eskimos aber, welche wußten, daß der „Brutmonat“, der Juni, stets die letzten Zuckungen des Winters bringt, nahmen den Umschlag mit seiner Hitze und seinem Sonnenschein als ein Kuriosum auf. Die Schneestürme sammelten bloß neue Kräfte, meinten sie, und sie sollten recht bekommen. Aber daß der Sommer nahe, war trotzdem kein Trug! Das Eis vor der Niederlassung war von Strömungen zerrissen, und auf den Eisschollen lagen träge Robben und sonnten sich. Vom Meere herein drang ein langgezogenes, eintöniges Brüllen und Pfeifen: das kam von alten, ortsvertrauten Walrohmännchen her, welche Landwärts zu ziehen begannen; sie wußten, daß das Eis zum Tode verurteilt war. Dicht unterhalb der Häuser lagen in ein paar großen Balen Winterenten und Lummern und keiften, daß ihr Geschrei das Echo in den Felsen weckte. Die Eiderbögel fingen schon an, über die vorspringenden Landspitzen hinzustreifen; von weitem hörte man das singende Säusen ihrer Fittiche — denn sie flogen um die Bette in großen Haufen nach ihren Brutinseln.

Scharen von Weibern und Kindern hatten sich drüben bei den großen Vogelfelsen niedergelassen; in lauschenden Gruppen lagen sie auf den Steinhaufen; die ganze Felswand war lebendig geworden, und ein vielstimmiges Gesumme wogte herab von alledem, was sich da auf den Felsabfällen bewegte. Die Sturmbögel waren gekommen und die Alken!

Zu oberst auf den Felszinnen wohnen die Sturmbögel; weißen, schwirrenden Schneeflocken gleich durchsegeln sie die Luft und sehen mit Verachtung herab auf die Alken, die weiter unten, in halber Felsenhöhe, ihre Nester bauen.

Die Alken kommen in wimmelnden Scharen und finden kaum Platz; sie laufen auf den Gefsimen herum und sehen gar drollig gepußt aus mit ihrer weißen Brust. Wohl ist der Felsen groß genug, allein sie balgen sich trotzdem um die Wohnungen; sie haden nacheinander und schreien, doch ihre hitzigen Scheltworte schmelzen in den Ohren der Menschen zusammen zu einer großen rollenden Lautwelle.

Ganz unten auf den niedrigsten steilen Klippen lassen die Möwen sich nieder, völlig verwundert, daß andere sich das Leben so schwer machen mögen. Sie gucken zu den Schwärmen über ihnen empor, reden die Flügel, hopen ein wenig auf derselben Stelle herum und falten sich hierauf wieder zusammen, um in tiefes Nachdenken zu versinken. So vernünftig sind die Möwen.

Aber dann kann es geschehen, daß man von den Felszinnen her mitten in allem Vogelspektakel ein raschelndes Donnern vernimmt, und dann kommt ein Bergsturz herabgestürzt. Der Himmel verdüstert sich einen Augenblick, und eine Wolke von Sturmbögeln, Alken, Lummern und Möwen fliehet kreischend über das Meer hinaus.

„Dort draußen beginnt das Erwachen; der große Sommer naht!“ sagen da die Eskimos. Die Kinder laufen um die Bette unter den Felsen, die toten Vögel anzulesen. Und bald werden große Scheiterhaufen angezündet, damit der erste Vogelfang des Jahres gelocht werden könne. Davon müssen alle kosten.

Ein solcher Tag also war's. Wachstum lag in der Luft und Unruhe in den Menschen. Ein paar junge Mädchen hatten ihre Kleidung von sich geworfen und spielten Haschen über eine Ebene hin; das erweckte Jubel unter den jungen Männern, die sich ihnen lachend anschlossen. — Ein alter Eskimo hatte ein Renntierfell auf der Erde ausgebreitet und lag nachend da und verspeiste seine Kopfläuse. An seiner Seite in derselben Toilette säugte die Tochter ihr Kindchen.

Ganz unten am Meere auf dem untersten Eisrand lagen die Hunde, ließen die Zunge weit zum Halfe hinausabhängen und stöhnten ob der Hitze. Es hing über dem Lande jener schwere Frühlingsdunst, den die Sonne aus der erwachenden Erde aufziehen kann, und alle Menschen waren froh und gut und hatten nur Gedanken für den Tag, den ihnen die Sonne gab. Da ertönte über den Platz hin ein Ruf, der alle aufschreckte; wie ein Stein Schlag an

einem Vogelfelsen wirkte der. Er wiederholte sich nicht, er war schon gehört worden, und alle liefen hinunter nach dem Hause, in dem Sagdlork wohnte.

Sagdlork war der größte und älteste Geisterbeschwörer des Stammes, und er nun hatte seinen Niederlassungsgefährten mitgeteilt, daß er beabsichtige, Geister zu beschwören. Seine Frau war krank geworden, und da wollte er versuchen, sie zu heilen.

Das Haus war dicht ans Meer gebaut. Männer und Weiber versammelten sich deshalb unten auf dem Eisrand; die kranke Frau saß auf einem Schlitten unten inmitten der Leute, und ihr Sohn stand neben ihr. Oben auf dem Hausdach dicht beim Fenster saß der Geisterbeschwörer Kale, der seine Kunst von dem alten Sagdlork gelernt hatte; darum sollte er in seines Meisters Nähe sein; Sagdlork selbst aber war allein im Haus. Jegliche Arbeit auf dem Plage hörte auf; niemand durfte sich rühren. Als ich hintank, wurde mir sogleich bedeutet, still zu stehen. Alle Gesichter trugen ein ernstes, andächtiges Gepräge.

Sagdlork war aus altem, gefürchtetem Geschlecht. Sein Oheim und sein Neffe waren als gefährliche Seelenräuber gemordet worden, und Sagdlork war der einzige gegenwärtig Lebende, der nach Aussage seiner Landsleute die Weisheit der Väter ererbt hatte. So gab es keinen anderen Geisterbeschwörer, der aus seiner eigenen Haut herauskrabbeln und sie hernach wieder anziehen konnte; er vermochte dies. Jeder, der einen solchen „fleichnackten“ Zauberer erblickte, mußte sterben, behauptete man. — Das also war Sagdlork.

Seit langer Zeit hatte er keine Geisterbeschwörung abgehalten, weil er krank gewesen. Am selben Tag noch war er auf einem Schlitten zwischen den Häusern herumgezogen worden, da seine Beine steif waren von der Kälte. Und nun wollte er trotzdem die anstrengenden Beschwörungen abhalten. Als ich zu seiner Hause kam, guckte ich durch das Fenster zu ihm hinein. Er saß allein auf seiner Pritsche und rührte die Trommel. Als er mir Gesicht am Fenster erblickte, hielt er mit Trommeln ein, lachte zu mir empor und sagte: „Lauter Karrenstreich, dummes Gaukelspiel! Lüggengeschichten alles zusammen!“ (pflugsingnartunga, maungainarsuag oqulutsiarnialermiunga, sagblutsiarnialermiunga!), und dabei wackelte er entschuldigend mit dem Kopfe.

Ich nickte ihm zu und wollte ihn gerade etwas fragen, da packte mich jemand gewaltsam von hinten an der Schulter und riß mich vom Fenster weg. Es war einer unserer christlichen Grönländer Gabriel, welcher sehr großen Respekt hatte vor den heidnischen Mytherien. Kale aber, der oben auf dem Hausdach saß und des alten Weifens Worte übermachte, schaute herab auf uns unwissende Christen und sagte mit Würde: „Seht zur Seite und steht stille! Niemand bewegt sich während der Geisterbeschwörungen!“

Ich stellte mich neben einem Nachbarhause auf und erwartete, was da kommen würde. Lauter Karrenstreich! hatte der Alte ja — mit echt eskimoiischer Roletterie — gesagt. Ein Geisterbeschwörer leitet stets seine Beschwörungen mit einigen sich selbst und seine Fähigkeiten herabsetzenden Worten ein.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Winterblumentreiberei im Zimmer. Im Winter Blumen im Zimmer zu treiben, ist kein großes Kunststück, aber verstehen muß man es. Können bei der Treiberei im Zimmer auch nicht jene Erfolge erzielt werden, von denen jedes Blumengeschäft Zeugnis ablegt, so befriedigen die im Zimmer möglichen Erfolge den Blumenfreund doch gar sehr. Drum schauen wir einmal, wie's gemacht wird.

Das einfachste und sicherste: Von zeitig im Frühjahr blühenden Sträuchern wie Forsythie, Mandelbaum, Schlehe, Kirsche und ähnlichen verschaffen wir uns jetzt ein paar Zweige, die durch die Vermittlung eines Gärtners leicht zu bekommen sind. Auch Zweige von der Sahlweide, von Bappel, Erle, Haselnuß, Seidenbart und anderen Frühjahrsblühern unserer heimischen Flora sind recht brauchbar, wenn sie auch etwas weniger farbenprächtige Blumen ergeben.

Die Zweige werden in ein mit Wasser gefülltes Gefäß im Zimmer oder in der Küche aufgestellt. Das verdunstende Wasser wird stets durch frisches ersetzt. Alles andere kommt dann allein. Je wärmer die Zweige stehen und je höher der Feuchtigkeitsgehalt der umgebenden Luft ist, um so schneller werden die Blumen erschein.

Etwas umständlicher wird das Verfahren schon, sobald statt der abgeschnittenen Zweige ganze Pflanzen getrieben werden sollen. Der Erfolg ist aber auch ein umso größerer. Die Pflanzen müssen einen Sommer hindurch im Topfe gepflegt werden — so weit man die Pflanzen ihrer Größe halber überhaupt im Topfe ziehen kann. Hierzu ist natürlich ein Garten erforderlich. Derartige vor kultivierten Treibpflanzen sind aber auch beim Gärtnern zu haben. Haben wir solche Pflanzen, so sorgen wir für möglichste Gleichmäßigkeit der Wärme und der Feuchtigkeit, die den Pflanzen zuteil wird, und die Blumen werden in viel größerer Schönheit erblühen als es bei abgeschnittenen Zweigen der Fall zu sein pflegt.

Recht einfach gestaltet sich auch die Treiberei von allerlei krautartigen Pflanzen, die im Frühjahr unsere Flora

*) Aus Knud Rasmussen, Neue Menschen, ein Jahr bei den Nachbarn des Nordpols, deutsch von Elisabeth Rohr. (Verlag von A. Franke, vorm. Schmid u. Franke, Bern. Preis 3,60 M.).

R. gibt in diesem Buche äußerst interessante Schilderungen von den Polareskimos, die er mit der „dänischen literarischen Grönländerpedition“ im Winter 1903/04 besuchte. Da er selber Grönländer und Sohn einer Eskimomutter ist, hat er sich in Anschauungen und Sitten mit nachempfindendem Verständnis zu versehen gewußt. Von besonderem Wert sind die dem Buche beigegebenen Proben von den Lebensanschauungen dieses nördlichsten Volksstammes.

schmücken, als da sind Leberblume, Himmelschlüssel (Primel), Maßliebchen (Gänseblume), Lungenkraut u. a. An frostfreien Tagen hebt man solche Pflanzen von ihrem Standort aus und setzt sie in Töpfe. Sie verlangen im Zimmer gleichmäßige Feuchtigkeit, recht viel Licht und Sonnenchein. Große Ofenwärme richtet mehr Schaden an, als sie zu nutzen vermag.

In ähnlicher Weise können manche Gartenblumen im Zimmer zur Blüte gebracht werden, so die japanische Spiräe, das tränende Herz (Diolytra), das Weiden und die Christrose (Helleborus). Diese Pflanzen sind wieder beim Gärtner käuflich.

Das Treiben der Blumenwiebeln als Hyazinthen, Tulpen, Krokus und ähnliche ist bekannt, hingegen dürften ein paar Worte über die Maiblume interessieren. Blühbare Keime sind billig beim Gärtner zu haben, sie werden in gewöhnlicher Erde in Töpfe gepflanzt. Mehrere solcher Töpfe werden in eine Kiste gestellt, wobei die Zwischenräume mit Moos auszufüllen sind. Dieses wird stets regelmäßig feucht gehalten. Die Kiste wird in Diennähe aufgestellt. Sobald die Triebe sich zeigen, werden die Pflanzen nach und nach an Licht gewöhnt und können endlich vor das Fenster kommen.

Rosen treiben zu wollen, erfordert schon etwas mehr Geschicklichkeit. Wer es in der Treiberei anderer Pflanzen nicht schon zu etwas gebracht hat, soll sich an das Rosentreiben nicht heranwagen, er würde wenig Freude erleben. Darum begnüge man sich für den Anfang mit solchen Pflanzen, die leichter zu behandeln sind.

Kunst.

e. s. Das Wort „Worpswede“ hat in der Geschichte der modernen deutschen Kunst einen guten Klang. Die neue Landschaftsmalerei fand in dieser kleinen Malerkolonie intensive Pflege. Der Kunstsalon G u r l i t t bringt eine Gesamtausstellung der Worpsweder Maler. Verschiedene Temperamente sind es. Und es ist interessant, wie eine und dieselbe Landschaft verschieden einwirkt und wie wir die gleiche Natur in wechselnden Bildern sehen. Gemeinsam bleiben immer folgende Merkmale dieser Natur: tiefe dunkle Farben im Boden, im Wald, helle, jauchzende Farben in den Birken, den bunten Bauerhäusern, strahlender Himmel mit weißen Wolken, der aber auch düster blicken kann, tiefblaues Wasser. Ein wundervolles Bild, wenn Abendstimmung diese Dinge umschleiert, wenn im Frühling die Sträucher und Bäume blühen, wenn die Kastanienbäume im Sämund ihrer Blütenferzen sehen, wenn der Winter zu den kräftigen Farben das helle Weiß gießt.

Fritz Mackensen's „Bergpredigt“ versucht vergeblich aus der Landschaft und den Menschen eine große Einheit zu schaffen. Das Bild ist zu umfangreich angelegt, die Gruppen der Zuhörer wirken gestört. Dazu reicht sein wohl feines, aber nicht kräftiges Talent nicht aus. Abgesehen davon ist der matte Gesamton des Ganzen sehr vornehm und die Typen der Bauern sind gut gelungen. Sehr fein ist das Bild des „Holzschuhmachers“, der vor seinem Hause sitzt, am blauen Bach. Mensch und Natur sind hier fein in eins verknüpft. Auch Fritz Oberbeck hält mit lauten Tönen zurück. Sein bestes Bild ist die „Düne“, eine feine Harmonie in Grau und Grün; grauer Sand mit spärlichem grünen Gras bewachsen.

Hans am Ende wächst sich kräftiger aus. Seine Landschaften haben ködlinisch heitere, helle Farben. Speziell das eine Bild, wo helle Wolken hoch über weißen Blütenfeldern schweben, hat viel Frische. Der Künstler arbeitet den geschlossenen Bildeindruck vorzüglich heraus, wie die violett blühende Heide, mit dem hohen blauen Himmel über der tiefliegenden Ebene besonders beweist. Otto M o d e r s o h n sieht vorwiegend das Düstere der Landschaft, Abendstimmungen. Wo das Dunkel lagert und alle Dinge in Traum versinken. Phantastisch stehen die Bäume bei einander. Die bunten Farben leuchten im Sonnenuntergang wohl noch einmal grell auf. Um so eigentümlicher wirkt der Abendhimmel, der in dieser Dunkelheit hell erscheint. Aber auch helle Frühlingseindrücke malt Modersohn, blühende Maienlandschaft. Auch hier betont er die Schönheit so kräftig, daß wieder beinahe etwas Phantastisches daraus wird: Schneige Blütenbäume, die auf hellgrüner Wiese stehen.

Eine neue Note bringt Heinrich V o g e l e r hinein. Er ist speziell für das Dekorative veranlagt. Sein reiches Linienpiel, seine ausgesprochenen Farben geben etwas Phantastisches. Eine zarte, behutsame Schönheit gibt er mit diesen Linien und Farben, die etwas Märchenhaftes, Träumendes, Reiches haben. Ein Anklang an den Wiederkehrer ist zu konstatieren, eine gefühlvolle Sentimentalität, die sich in den Köpfen seiner Menschen, in dem Stil der Möbel, in den Stimmen ausdrückt. Mit besonderer Liebe malt er Interieurs aus seinem Hause, die die Bauenkunst mit Glück benützt zeigen; derbe Farben und Formen zu einer praktischen Intimität vereint. Eine äußerst graziöse Führung der Linie ist Vogeler eigen. Mit subtilster Arbeit malt er eine Hecke z. B., jedes Zweiglein, jedes Knospe, und es kommt ein gräßliches Uminenspiel heraus, dessen Reichtum erfreut. Daß aber Vogeler auch den einfachen Natureindruck kräftig wiedergeben kann, das zeugt sein „Heideweg“ mit den blauen, weihnundärderten Wolken am Himmel, ein Bild von herrlicher Frische. Vogeler ist der eigenartigste der Worpsweder Maler. Wie fein und eigenartig ist z. B. der rote Katadu vor hellem, geöffnetem Fenster, bei dem ein heller, gelber Blütenstranz in braunem, japanischem Korb steht. Vogeler ist nicht so an die Landschaft gebunden, wie die anderen Maler. Die Natur ist ihm

Anregung, aber nicht Vorbild. Seine Phantasie gibt ein Mehr hinzu. Dadurch kommt er unwillkürlich zu einer dekorativen Stilförmung, die viel Zutrauen, Eigenes hat.

Hygienisches.

Nichtraucher 4. Klasse Für diese notwendige gesundheitliche Forderung tritt nachdrücklich ein Aufsatz im „Naturarzt“ ein. Die Zustände in den Wagen 4. Klasse sprechen tatsächlich dem sonst mit so großem Aufwand an Geld, Autoritäten und Spezialitäten in Heilssystemen und Heilmitteln betriebenen Kampfe gegen die Volksleiden direkt Hohn. Wenn es auch besser geworden ist mit der Lüftungsmöglichkeit dieser Wagen, so herrscht doch in ihnen oft ein unerträglicher Dunst. Man bedenke, daß in ihnen oft bis zu 50 Menschen, verstaubt zwischen großen Reisegepäckstücken, sich stundenlang aufhalten müssen und daß in diese durch Atmung, Ausdünstung und alle möglichen Gerüche schon verbordene Stidluft oft noch einige Duzend Männer dicke Tabakswolken hineinblasen. Kränklische Personen, z. B. Lungenleidende, auch Kinder können in solcher Luft sehr leicht schwer geschädigt werden. Ja, sie werden es nur zu oft, denn heftige Hustenanfälle von Lungenkranken und schwere Katarrhe sind häufig die Folgen solcher Reisen. Darum ist die Forderung von Nichtraucherabteilungen für die 4. Klasse unbedingt ebenso berechtigt wie für die anderen Klassen. Es handelt sich hier zugleich um eine wichtige Phase des Kampfes gegen die Volksleiden, wie auch der hygienischen Erziehung breiter Volksschichten, wenn endlich auch in der 4. Klasse die Inschrift „Rauchen verboten“ in der Hälfte aller Wagen angebracht wird. —

Notizen.

— Im Goethe-Verein spricht am Sonntag, den 16. Dez., nachmittags 3/4 Uhr, im Saale der Sezeffion, Kurfürstendamm 208/9, Dr. A. C. Kalischer über: Beethoven. Gesang: Vetsy Schot. Ferner gelangen verschiedene Klavierkonzerte Beethovens zum Vortrag. Eintrittskarten (50 und 30 Pf.) bei Bertheim, Leipzigerstraße, bei Plothow, Kantstr. 21, und Sonntags an der Kasse der Sezeffion von 2 Uhr ab.

— Ein historisches Konzert mit historischen Instrumenten veranstaltete die in München im vorigen Jahr gegründete „Deutsche Vereinigung für alte Musik“ am Mittwoch im Beethoven-Saal. Werke von Dietrich Buxtehude (1637—1707), dem Vorläufer Bachs und von Bach selbst und von Gasmann und Stamitz (1717—1757) von eigenem Reiz. Die Viola d'amore und die Viola da Gamba, die älteren Formen der Violine und des Violoncello und dazu der bald an Harfen bald an Schlagzeug erinnernde Kiefflügel (Cembalo) wirkten wunderbar zusammen. Zum Gesang scheint das Cembalo weniger zu passen.

— Aus dem Lande der Unberechenbarkeiten. Der Zeitschrift „Kunst u. Künstler“ ist eine seltsame Mär zugegangen. Sie behauptet allen Ernstes:

„Alfred Messel — der Erbauer des Bertheimischen Warenhauses — ist vom Kaiser ausersehen worden, Baumeister der zunächst geplanten neuen Museen zu werden. Nach Quailon nun Messel. Sollte eine „glückliche Wendung“ eintreten? Dann wäre noch Hoffnung für das neue Opernhaus, das Brandenburger Tor. Aber warum denn nicht zehn Jahre früher? Was alles hätte nicht verhindert werden können!“

Ob ein Künstler wie Messel indessen sich zum Ausführer kaiserlicher Willensregungen hergibt, ist doch sehr die Frage.

— Gerhart Hauptmanns „Weber“ in England. Die Londoner „Bühnengesellschaft“ hat im Scala-Theater eine Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Webern“ veranstaltet, zu der die Londoner Presse in ziemlich abweisender Form Stellung nimmt. Während manche Blätter sich nur darüber wundern, daß trotz der 43 . . . redenden Personen so wenig Handlung in dem Stück ist, und eines sogar das Werk als eine freilich nicht mehr aktuelle Sensationsdichtung in der Art von Upton Sinclair's „Sumpf“ auffaßt, sind die „führenden Kritiker“ der Ansicht, daß diese Aufführung nur historisches Interesse habe und daß das Stück „nur eine literarische Kuriosität, ein Dokument in der Geschichte des deutschen Dramas“ sei. „Es ist ein Werk des doktrinären Naturalismus, in dem jeder Schein künstlerischer Absicht mit Bedacht vermieden ist.“ meint Archer. Der Kritiker des „Daily Telegraph“ schreibt: „Das Werk ist ziellos und inkonsequent, weil der Autor kein Drama hat aufbauen können, sondern uns nur einen Ausschnitt des wirklichen Lebens von seiner Beobachtung und großer Naturtreue gibt. Es ist in Wahrheit keines Künstlers Werk, sondern eines Photographen Werk. Abgesehen von der allgemeinen Idee des Leidens und Hungerns, die mit einer bei den abföredendsten Einzelheiten niemals zitternden Hand gegeben wird, kommen wir wenig oder gar nicht weiter. Es sind lebendige Bilder des Lebens, die noch kein Drama ausmachen.“

Das englische Theater von heute ist so ziemlich das gleichgültigste und fadeſte auf der Welt. Daß die Kritik in England auch nicht viel höher steht, verraten die Urteile über Hauptmanns Weber.